

Einmal Leben und zurück

Eine Bibliobiographie von Gerd Scherm

Die Corona-Krise zerstörte die eingeschliffenen Verhaltensweisen, die lieb gewonnenen Gewohnheiten ebenso wie die tägliche Routine. Die Stille im Außen schafft auch innen Ruhe. Das Vakuum des isolierten Alltags füllt sich mit Erinnerungen. Der Blick nach vorn ist versperrt, vernebelt von seelenlosen Statistiken und Schreckensnachrichten. Alle Vorstellungen von Zukunft sind wertlose Optionsscheine. Was bleibt mir in dieser Situation?

Für mich habe ich zwei Wege gefunden: Zum einen das Durchstöbern alter Zettelkästen und feinelektrischer Notizen, zu schauen, was sich vielleicht auszuarbeiten lohnt. Zum anderen der Blick zurück, nachspüren, was war und was davon wert sein könnte, festzuhalten.

Ein Anfang

Ende März 2020 brach die Corona-Krise über uns herein.

Ausgerechnet in meinem siebzigsten Lebensjahr! Schlagartig waren alle Planungen nichtig, Termine hinfällig, Treffen mit anderen gefährlich und verboten. Die eigenen vier Wände verwandelten sich über Nacht in einen Käfig. Nun kam etwas über uns, das wir noch nie erlebten: Wir wurden physisch und teils auch mental auf uns selbst zurück geworfen.

Doch es ist nicht meine manchmal auftretende Sehnsucht nach Ruhe, nach Ungestörtsein, die sich überraschend erfüllte, nein, es ist ein Zwang, es ist die absolute Einschränkung der Freiheit hinzugehen, wohin man will und wann man will. Ich sagte mir, wenn man derart auf das Innen fixiert ist, öffnet sich vielleicht und im besten Fall dadurch eine Tür zum Inneren.

Meine Literatur ist für mich stets auch die Verortung meiner selbst.

Geographische Koordinaten verschmelzen mit meinem Denkfühlen.

Auch wenn mich meine Geschichten ins alte Ägypten oder ins Troja des Homer führen, wenn ich dem Golem in Prag begegne oder den Reitern der Wilden Jagd in Rothenburg ob der Tauber, es sind immer überzeitliche, besser vielleicht unzeitliche Schauplätze. Sie werden durch das Festhalten in Buchstaben zu Fixpunkten meiner Biographie, zu persönlichen Lebensstationen.

Doch das Leben ist kein solitärer massiver Block, es besteht aus Fragmenten. Große und kleine, spektakuläre und unscheinbare. So beschloss ich, die Splitter meiner Erinnerungen in mir zu suchen. Nicht als Forscher meiner selbst wollte ich unterwegs sein, sondern als Flaneur, als einer, der auf dem Boulevard seines Lebens spaziert und in die Schaufenster blickt.

Fragment Fürth

1950-1972



Meine Großmutter vor meinem Geburtshaus in der Fürther Altstadt im Kannengießertor

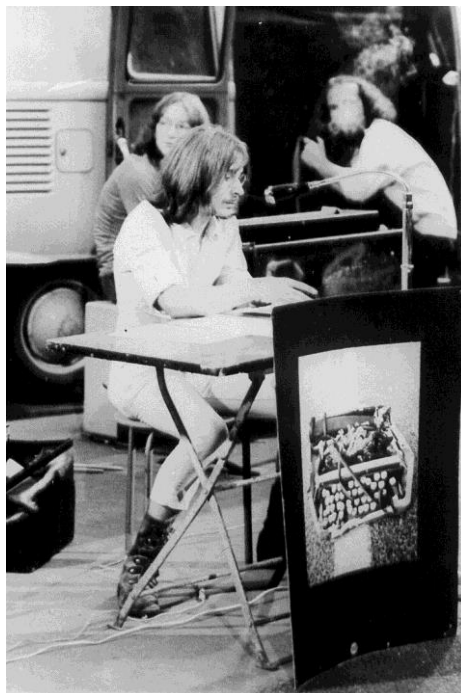
Jede Großstadt bringt im Lauf ihrer Geschichte einige lesenswerte Schriftsteller hervor. Das ist mehr der statistischen Wahrscheinlichkeit geschuldet als der Begabung, da macht auch meine Heimatstadt keine Ausnahme. Doch muss ich gestehen, dass der einzige Fürther Autor, der mir bereits in jüngeren Jahren begegnete, Jakob Wassermann war. Dabei sollte ein anderer für mich später viel interessanter werden: Fritz Oerter. Gerade mal 75 Meter von meinem Geburtshaus entfernt hat er gelebt, fünfzehn Jahre, bevor meine Mutter in einer winzigen Wohnung im Kannengießertor niederkam.

Als Anarchosyndikalist, der Ernst Toller nach der gescheiterten Räterepublik von München bei sich versteckte, bietet er heute noch viele Gründe für die Gesellschaft, ihn zu ignorieren. Legenden ranken sich um ihn und ich vermute, man nennt sie deshalb Legenden, weil die Leute sie nicht wahrhaben wollen. So wie den Spaziergang Oerters mit dem indischen Dichter und Literaturnobelpreisträger Rabindranath Tagore im Fürther Stadtpark.



Links Wohnhaus von Fritz Oerter; rechts ein Liebesgedicht an seine Frau

In jenem Stadtpark, in dem ich auf der Freilichtbühne 1971 das erste Mal mit einer Lesung in meiner Heimatstadt auftrat. In bester Zensurtradition wurde ein Jahr später eine erneute Lesung der Fürther Kulturkollektivs „kukoll“ vom zuständigen Verwaltungsrat Ammon abgelehnt. Begründung: *„Bitte bedenken Sie, dass die Veranstaltungen auf der Freilichtbühne von jedermann gesehen und gehört werden, auch von Andersdenkenden. [...] Die ältere Generation könne in ihren religiösen und sittlichen Empfindungen nur allzu leicht verletzt werden.“*



Gerd Scherm bei Stadtpark-Lesung in Fürth

Da war ich froh, dass es in meiner Heimatstadt auch ganz andere Menschen gab, die sich um die Literatur kümmerten, wie zum Beispiel Dieter Vorbach, der Leiter der Volksbücherei im Berolzheimerianum. Der entdeckte mich Jahre zuvor als herumstromernde 13jährige Brillenschlange zwischen den Regalen seiner Bibliothek und sprach mich an. Bei fast jedem meiner Besuche kamen wir ins Gespräch und er gab mir Tipps, was sich zu lesen lohnt. Behutsam führte er mich an die Literatur heran, übernahm quasi meine Ausbildung zum bewussten und kritischen Leser. Anfang 1967 las ich „Kinder von Hiroshima. Japanische Kinder über den 6. August 1945“. Dieses Buch mit Berichten überlebender Kinder des Atombombenabwurfs inspirierte mich zu meinem ersten Gedicht. Es löste bei mir ein emotionales Überquellen aus, einen Zustand des nicht mehr Ertragenkönnens, der ein Ventil in Worten suchte und in der Lyrik fand. Trotz der schrecklichen Erfahrung des atomaren Feuers fiel zwanzig Jahre später wieder Feuer vom Himmel. In Vietnam verbrannte man nun die Menschen mit nicht löschbarem Napalm.



Alte Postkarte mit dem „Berolzheimerianum“

Ein Jahr später durfte ich einen leibhaftigen Schriftsteller kennenlernen: Peter Handke las in „meinem Berolzheimer“ aus seinem Band „Die Begrüßung des Aufsichtsrats“. Es war für mich eine Premiere, eine Dichterlesung zu erleben und sie beeindruckte mich sehr. Noch mehr beeindruckte mich hinterher beim Gespräch im kleinen Kreis mit dem Bibliotheksleiter die Frage von Handke: „Wo gibt’s hier einen guten Kicker?“ Auf diesem Gebiet war ich Experte und so verbrachte ich den Rest des Abends mit dem Autor der „Publikumsbeschimpfung“ in einem Fürther Wirtshaus beim Kneipensport.

Ein nächster für mich entscheidender Schritt fand wieder in meiner Lieblingskultureinrichtung statt, als ich mich der Laiengruppe der Studio Bühne Fürth anschloss, die dort probte. Die ambitionierten Laienschauspieler hatten gerade das große Los gezogen und den Dramaturgen Rainer Lindau als Leiter gewonnen. Durch ihn bekam ich übrigens meine ersten bezahlten (!) Auftragsarbeiten: Texte für die Programmhefte des Schauspielhauses Nürnberg, wo er tätig war. Die Nachbarstadt feierte 1971 ihr Dürer-Jahr und der Kultursäckel war wohl gefüllt, da konnte und wollte man sich sogar Poesie leisten.

So stehe ich nun beim Flanieren durch mein Leben vor dem nächsten Schaufenster. Eine neue Welt ist darin zu sehen, die Welt des Theaters. Mein erster eigener Anlauf in diesem Genre ließ nicht lange auf sich warten. Gemeinsam mit dem Dramaturgen entwickelten wir die Idee, aus einem weltbekannten Werk ein aufmüpfiges, satirisches Sprechstück zu machen. Wagners „Lohengrin“ sollte unser Opfer sein. Sobald meine ersten geschriebenen Seiten vorlagen, begann Lindau mit den Probearbeiten. Dadurch entstand für mich eine völlig neue Schreibsituation: Mein Schreiben zeigte eine unmittelbare Wirkung auf Menschen. Doch daran lag es nicht, dass das Projekt bereits nach einigen Wochen scheiterte. Die Darstellerin der Elsa war's und ihre Zuneigung, die ich nicht erwiderte, wodurch das Stück seine weibliche Hauptfigur verlor. Es war wirklich ein Drama. Zum Glück fand ich schnell ein anderes Thema: Ein Stück über den Kennedy-Clan. Die Entstehung des Stücks, parallel zu den Proben, war für mich faszinierend und inspirierend. Die Ur- und einzige Aufführung fand im Berolzheimerianum, heute „Comödie Fürth“ statt.



Szenenfoto aus „Der Clan“: Auftritt von Richard Nixon

Das Stück im Agitprop-Stil zeigte am Beispiel des Kennedy-Clans wie die Macht der Reichen in den USA funktioniert und manipuliert. Das Drama zeigte auch, wie weit sich die USA der 1970er Jahre von den Idealen der Gründerväter und den Intentionen der Unabhängigkeitserklärung entfernt hatten. Die Lokalpresse schrieb: *„... man fürchtete, das am Schluss entrollte Sternenbanner könnte als Verunglimpfung einer befreundeten Nation konfisziert werden. Stattdessen wurde die Uraufführung von Gerd Scherms „Clan“ zum bisher spektakulärsten Auftritt der Fürther Jungautorengilde. Den äußeren Zeichen nach auch ihr bislang größter Erfolg: ein voller Saal, stürmische Zustimmung.“*

Im folgenden Herbst bekam ich den Kulturförderpreis der Stadt Fürth, für den ich mich bei der Verleihung mit einer aufmüßig-kritischen Rede bedankte. Womit ich die Erwartungshaltung sowohl des linken, als auch des konservativen Publikums von Preisverleihungen an kritische Autoren in der damaligen Zeit ironisch erfüllte. Schlusssatz: *„Ich hoffe, nun nicht mit dem städtischen Kulturbetrieb identifiziert zu werden; aber vom Preisträger des Hörspielpreises der Kriegsblinden erwartet man ja auch nicht, selbst kriegsblind zu sein.“*

Das war mein vorläufiger Abschied von meiner Heimatstadt.

Fragment Selb

1972-1983

Entscheidend für meinen weiteren Lebensweg war 1971 die Begegnung mit Eugen Gomringer, dem Begründer der Konkreten Poesie, während und vor allem nach einer Lesung in Nürnberg. Wir kamen ins Gespräch, ich sagte, dass ich auch Autor sei und er fragte: „Und wovon leben Sie?“ Etwas verlegen antwortete ich, dass ich derzeit als Werbetexter arbeite. Er lachte und meinte „Das habe ich auch eine Zeit lang gemacht.“ Das Eis war gebrochen und er fragte mich, ob ich eventuell Interesse hätte, für die Firma Rosenthal zu arbeiten, wo er als Kulturbeauftragter tätig war. Gerne gab ich ihm meine Adresse und Telefonnummer, allerdings ohne einen Funken Hoffnung, jemals etwas aus Selb zu hören. Doch ich hatte mich geirrt. Einige Wochen später kam der Kontakt mit der Rosenthal Werbeabteilung zustande und ich bekam einen Auftrag in freier Mitarbeit. Nach ein paar Monaten wurde ich zu einem Vorstellungsgespräch für eine Festanstellung in die Firmenzentrale nach Oberfranken eingeladen. Im folgenden April begann ich meine Tätigkeit für die Rosenthal AG in Selb.

Was ich dort fand, hätte ich nie vermutet: Eine kleine Stadt mit direkter Grenze zum so genannten Ostblock und gleichzeitig ein Tor zur Welt der Kunst. Wobei „Welt“ hier nicht nur im übertragenen Sinn gemeint ist. Ich arbeitete zuerst als Konzeptionstexter, später als Kreativdirektor. Über die Werbung hinaus wirkte ich bei der Konzeption und Durchführung der Kulturreihe „Rosenthal Feierabende“ mit – Ausstellungen, Lesungen, Konzerte. Dies geschah in enger Zusammenarbeit mit Eugen Gomringer, der drei Türen weiter sein Büro hatte.

Damals arbeitete Rosenthal mit mehr als 30 (!) internationalen Künstlern und Designern zusammen. Es war meine Aufgabe, über diese sehr unterschiedlichen Künstler, ihre Stile und speziell ihre Entwürfe für Rosenthal zu schreiben. Die persönlichen Begegnungen, Atelierbesuche vor Ort und die intensive Auseinandersetzung mit deren Arbeiten waren meine „ganz persönliche Akademie“. Das machte mich offen für ein breites Spektrum künstlerischer Ausdrucksmöglichkeiten und beeinflusste stark meine Sicht auf die Kunst und mein eigenes Tun.



Druckvorlagen erstellen und Korrekturen in den 1970er Jahren

Der Flaneur in mir erhob sich in die Lüfte und landete an Sehnsuchtsorten wie Amsterdam, Paris, London und New York ebenso wie nach umständlichen Anfahrtswegen in entlegenen Ateliers in Cornwall, Lappland, holländischen Dörfern und auf der schwäbischen Alb.

Ich lebte in jener Zeit zweigeteilt. Nie mehr gab es eine größere Diskrepanz zwischen meiner Innenwelt und meiner Außenwelt. Wobei sich die Innenwelt durchaus auch im Außen zeigte, wie bei dem von mir initiierten und organisierten 3-Tage-Event „Junge deutsche Literatur in Selb“. Das von der Firma Rosenthal gesponserte Treffen fand überregional Beachtung. Es berichteten die Süddeutsche Zeitung, Frankfurter Rundschau, Basler Nachrichten und viele andere mehr. Ein Fernsehteam der „aspekte“-Redaktion des ZDF begleitete die Veranstaltung und strahlte den Beitrag in seiner Juli-Sendung 1973 aus.



Von links: Benno Käsmayr, Volker Stockmeyer, Gerd Scherm (stehend), Fitzgerald Kusz, Günter Guben (stehend), Ossip Ottersleben, Katrine von Hutten, Gerd Wolter, Klaus Renner, Ludwig Fels, Manfred Ach.

Foto: W. Christian Schmitt

Im gleichen Jahr bekam ich noch eine ganz besondere Aufgabe: Der ZERO-Künstler Otto Piene hatte für die Fassade des Rosenthal Verwaltungsgebäudes eine spektakuläre Gestaltung entworfen, wobei er das gesamte Gebäude zum Träger mehrerer riesiger Regenbogenbilder machte. Otto Piene war damals Professor für „environmental art“ (Umweltkunst) am M.I.T., Cambridge, Massachusetts, USA, soweit ich weiß, der erste Lehrstuhl dieser Art. Ich wurde sein Projektassistent vor Ort in Deutschland und kümmerte mich vor allem um das große Happening zur Einweihung, als dessen Höhepunkt Otto Piene ein so genanntes „Sky Ballett“ mit fünfzehn Meter langen Schläuchen in den sieben Regenbogenfarben konzipiert hatte. Diese wurden mit Helium gefüllt, vertäut und über der Fassade aufsteigen lassen. Das war logistisch meine bis dato größte Herausforderung – angefangen von der Materialbeschaffung bis zu all den behördlichen Genehmigungen, im Grenzland in der Nähe des Eisernen Vorhangs ein solch großes Objekt in den Himmel steigen zu lassen.

Die Begegnung mit Piene und seinen Arbeiten beeinflusste mich stark und veränderte meine Perspektive auf die Kunst entscheidend. Wichtig war nun nicht mehr, was in Galerien passiert, sondern auf die Zusammenhänge mit der Natur.

Der achte Schöpfungstag

*Sich den Regenbogen herbeimalen
gegen schwarz-weiße Ängste
der Hoffnung Farbe geben ...*



Einweihung des „Regenbogenhauses“ in Selb. Mitte: Philip Rosenthal, rechts mit Sonnenbrille Gerd Scherm

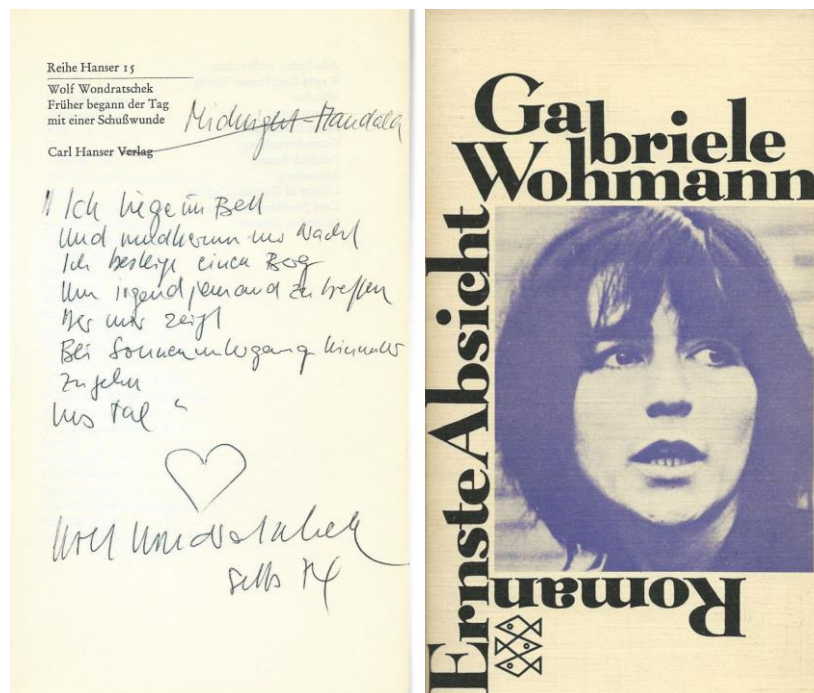
Durch das kulturelle Engagement der Firma, die „Rosenthal Feierabende“ mal im großen, mal im kleinen Rahmen, kamen auch immer wieder Schriftstellerinnen und Schriftsteller nach Selb. Eindrücklich in Erinnerung habe ich den Auftritt von Wolf Wondratschek. Er saß während der ganzen Lesung auf der Bühnenkante, teils im Schneidersitz, teils ließ er seine schuhlosen Füße baumeln. Besonders amüsierte das Publikum, dass er eine rote und eine blaue Socke trug. Es dauerte wohl zwei, drei Gedichte, bis sich die volle Konzentration der Zuhörer einstellte. Hinterher ließ ich mir noch mein Exemplar von Wondratscheks Erstling „Früher begann der Tag mit einer Schußwunde“ signieren. Zu meiner Überraschung schrieb er mir ein bisher unveröffentlichtes Gedicht ins Buch. Er gehört zu den Autoren, denen ich als Leser bis heute treu geblieben bin.

Von den Vielen, die in Selb aus ihren Werken lasen, hinterließ Gabriele Wohmann bis heute eine dunkle Spur in meinem Gedächtnis. Sie las aus ihrem Roman „Ernste Absicht“, in dem es um die Krebserkrankung, um „die lebendige Sterberei“ der Ich-Erzählerin geht. Eine ZuhörerIn fragte am Ende, ob das Werk autobiographisch sei und bekam keine Antwort. Obwohl mein Stiefgroßvater an Krebs gestorben war, berührte mich das Thema und auch wie es dargebracht wurde nicht.

In meiner Altersklasse starb man anders, erzählten uns die Medien und verwiesen auf die neuen Legenden, die Brian Jones, Jimi Hendrix, Janis Joplin und Jim Morrison hießen.

Ich sprach mit Gabriele Wohmann nach der Lesung über die dunklen Seiten in der Literatur, über die Schatten des Lebens, die sich in Worten spiegeln, die man gar nicht schreiben möchte. Doch sie nagen, sie beißen dich, bis du ihnen letztendlich in deinem Text freien Lauf gibst.

Viele Jahre später ereilte auch mich die Diagnose Krebs, doch da war ich bereits ein anderer Mensch in einer anderen Zeit.



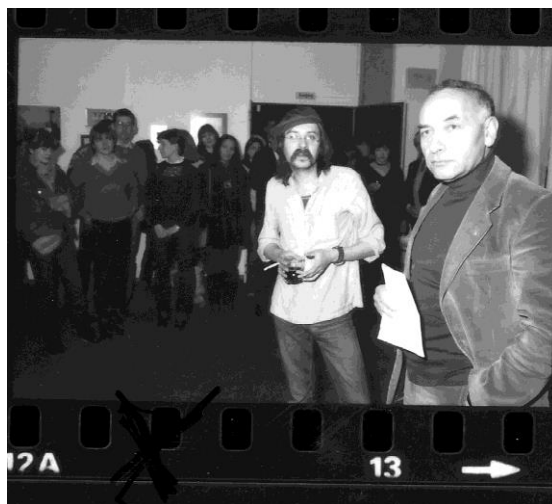
Im Herbst 1978 geriet mein Leben heftig durcheinander. Eine finale Beziehungskrise traf auf euphorische Lustlosigkeit in Sachen Arbeit. Mein Frühstück bestand aus viel Kaffee, einem mehrstöckigem Brandy und etlichen Zigaretten. Der bisherige Alltag existierte nicht mehr, meine Freundin hatte sich vor einigen Wochen verknallt und wollte mich loswerden. Sie bot an, mir einen Trip nach New York zu bezahlen. Und ich nahm das Angebot an. Ich wollte wissen, ob es dieses Rot noch gibt. Nicht das Rot des täglichen Blutes, vergossen zwischen Harlem und der South Bronx. Nein, das Rot voll Hoffnung, frisch wie die Streifen eines fabrikneuen Sternenbanners in einem Souvenirladen. Ich quartierte mich im legendären Chelsea Hotel ein und genoss meine Rolle als Entdecker einer anderen Welt. Bis zu dem Tag, an dem am Morgen die Hotellobby vor Reportern und Kamerateams überquoll. Als ich den Portier fragend ansah, beugte er sich über den Tresen und raunte mir „Mord“ ins Ohr. „Sid Vicious hat seine Freundin erstochen. Im Zimmer 100. Er wurde verhaftet.“

Meine Notizen nannte ich „N.Y. POEM“ und meine ganz persönliche New York Geschichte erzählte ich in der Story „Der Mann, der im Chelsea Hotel einen Zimmerbrand bestellte“.



Den Schlussakkord in Selb bildete meine poetisch-künstlerische Ausstellung „Im Schatten meines Lächelns“ 1982 im Feierabendhaus der Rosenthal Gropius-Fabrik. Eugen Gomringer sagte in seiner Laudatio:

„Gerd Schem ist schon seit Jahren ein Name für künstlerische Überraschungen. Jetzt steht er vielleicht an der Stelle, zu welcher einem das Wort von Goethe einfällt: „Man weicht der Welt nicht sicherer aus, als durch die Kunst, und man verknüpft sich nicht sicherer mit ihr, als durch die Kunst.“ (Goethe: Die Wahlverwandtschaften)



Fragment Fürth Westerwald Düsseldorf Fürth

1983-1996

Anfang 1983 kam der große Wendepunkt in meinem Leben: Ende meiner Arbeit für Rosenthal, Trennung von Frau und Kind, Schulden und Pleite.

Sicher war es die Überlastung, sicher war es der Stress in Familie und Beruf, sicher war es meine Schuld: Alkohol und Drogen dominierten den Tag – morgens Aufputzmittel zum Wachwerden, abends Schnaps zum Einschlafen. Diagnose: Polytoxikomanie, multipler Substanzgebrauch – oder einfach

Mehrfachabhängigkeit. Der Beginn einer chaotischen Zeit mit Auf und Ab und nur noch Ab. Ich verließ Selb und kehrte in meine Heimatstadt Fürth zurück.

Zwar nahm ich immer wieder Anläufe, in geordnete Bahnen zu kommen, schrieb dies und das, zeichnete eine Zeit lang aufmüpfige Pinguine und CAToons für eine Zeitschrift, die auch gedruckt und ausgestellt wurden. Als kurzer Höhepunkt glänzte meine Einzelausstellung mit mythisch-mystischen Tuschebildern unter dem Titel "Mandalas & Metaphern" in der Galerie an der Freiheit in Fürth. Allerdings musste die Vernissage ohne mich stattfinden, weil ich just am Morgen dieses für mich so wichtigen Tages kollabierte und mit extremen Entzugerscheinungen ins Krankenhaus eingeliefert wurde. Es begann das kräftezehrende Wechselspiel von Entgiftungen und Rückfällen. Im April 1987 trat ich eine Langzeittherapie im Westerwald an. Ende dieses ersten Therapie-Monats ereignete sich die Nuklearkatastrophe von Tschernobyl, doch wir „Süchtler“, wie man uns nannte, erfuhren nichts davon. Es herrschte Kontaktsperre, Radio, Fernsehen, Telefon und Korrespondenz waren strengstens verboten. Das therapeutische Personal war der Meinung, solch ein Ereignis wäre zu belastend für die Patienten und so machten wir weiterhin unseren täglichen Waldspaziergang als gäbe es keine radioaktiven Wolken.

Das halbe Jahr Therapie erwies sich für mich als schreibintensive Zeit. Viele dunkle Gedichte entstanden, aber auch Hoffnungssplinter. Veröffentlicht wurden diese noch im gleichen Jahr unter dem Titel „Auf der anderen Seite der Nacht“.

Jürgen Ploog schrieb über dieses Buch: „Hart und ehrlich wie guter alter Rock'n Roll.“

Hoffnungsflimmern

*Eines Morgens wachst du auf
und merkst, dass du lebst.*

*Das ist ein so irrsinniges Gefühl,
dass du es zuerst gar nicht glauben kannst.*



Ich war der Meinung, nur mit einem totalen Neustart eine Chance zu haben. Aber ich hatte nichts dazu gelernt, schlug alle Warnungen in den Wind und zog Ende 1987 zu einer Mitpatientin aus der Westerwald-Therapie nach Düsseldorf.

Rückblickend war das einzig Positive dieser Zeit, dass ich dort Eugen Gomringer wiedertraf. Er war zu dieser Zeit Professor für Neue Ästhetik an der dortigen Kunstakademie. Er besuchte mich und bat mich, Lyrik zu Arbeiten von Erich Reusch für dessen Ausstellung im Skulpturenmuseum Glaskasten Marl zu schreiben. Ich fühlte mich wie in alten, besseren Zeiten und ließ mich mit Haut und Haar auf die poetische Auseinandersetzung ein. Die von mir „WortRäume“ genannten zwölf Sequenzen las ich bei der Vernissage und sie wurden vom Künstler und dem Publikum überaus positiv aufgenommen. Der Direktor Dr. Uwe Rüth veröffentlichte sie anschließend mit einem Vorwort versehen in den Museumspublikationen.

Vorsichtige Annäherung

*Wohin soll das führen
wenn mich ein anderer führt
wenn ich meine Vorstellungen aufgebe
um den seinen zu folgen?*

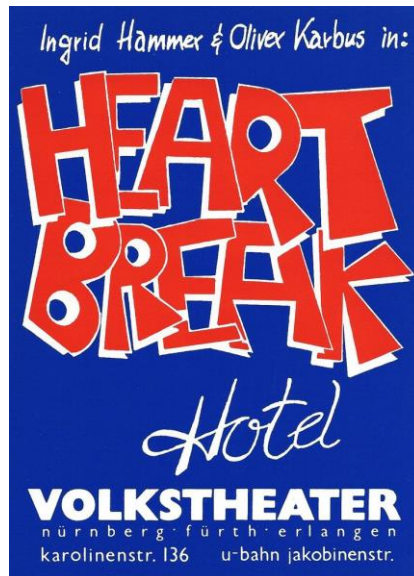
*Wohin soll das führen
Vertrautes anders zu sehen
fremden Gedanken nachzuspüren
um mich einfach einzulassen?*

*Vielleicht
finde ich dabei
einen Weg
von dem ich niemals träumte.*

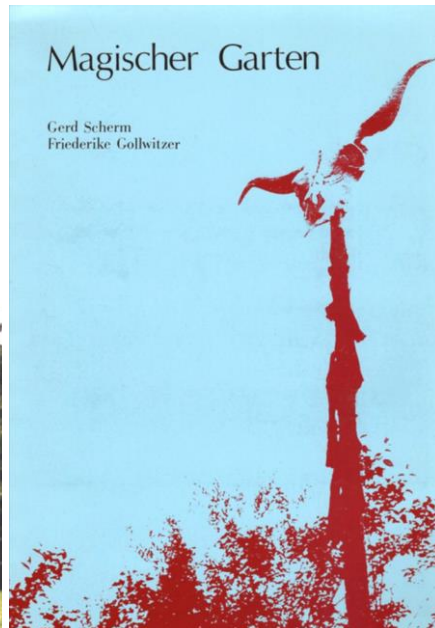
Doch meine verheißungsvolle Düsseldorfer Zukunft endete bereits 1988 mit einem Fiasko: Massive Rückfälle, weitere Entgiftungen und letztendlich Einweisung in die Psychiatrie. Nachdem ich wieder klar denken konnte, rief ich meine Eltern an und mein Vater holte mich aus der Klinik ab und ich nahm in Fürth einen neuen Anlauf, mein Leben in den Griff zu bekommen.

Nach einigen Wochen der Erholung suchte ich einen Job und wurde fündig: Beim alternativen freien Volkstheater Fürth als Mädchen für alles: Bühnenbild, Bühnenbau, Licht- und Tontechnik, Grafik. Besonders in Erinnerung ist mir das Bühnenbild für „Heartbreak Hotel“ nach einem Monolog von Jean Cocteau. Der Autor, Regisseur und Hauptdarsteller Oliver Karbus wünschte sich viele mit Blut bemalte Stoffbahnen als Gestaltung der Bühne. Viele Stoffbahnen, das bedeutete viel Blut aber woher nehmen?

Das woher konnte ich schnell klären. Der Fürther Schlachthof, dessen Gebäude heute das Kulturforum beherbergen, erklärte sich bereit, mir die gewünschte Menge von hundert Litern unentgeltlich für die Kultur zur Verfügung zu stellen. Ich müsse sie nur abholen. Damit tauchten zwei neue Problem auf: Wo konnte ich die über zwei Meter langen Stoffbahnen bemalen und wie kriege ich das Blut dorthin? Die Lösung war ungewöhnlich, aber ziemlich einfach: In offenen Eimern in das nahegelegene ehemalige Flussbad. Ich nagelte die Bahnen in den alten hölzernen Schattenspendern an die Wände und bemalte sie. Da es sich um ein gesperrtes Gelände handelte, konnte ich das Blut ungestört verarbeiten. So schleppte ich nach und nach die vollen Eimer in die offenen Holzverschläge, bemalte die Stoffbahnen mit wilden Blutmustern und konnte nach getaner Arbeit gleich ein Bad in der Rednitz nehmen.



Ausgerechnet am Tag der Maueröffnung kam es zur Versöhnung mit Friederike Gollwitzer, die ich nach der Therapie verlassen hatte. Nachdem ich das Ziel „suchtfreie bzw. trockene Zufriedenheit“ als inhaltlose Floskel empfand, half sie mir Ziele zu definieren. Der Neubeginn war unsere gemeinsame Installation „Magischer Garten“ in Friederikes Grundstück in Fürth. Dieser führte uns zu überregionalen Aktivitäten, bei denen unser Erdwächter-Projekt beim Gaia-Symposium 1992 auf einer ehemaligen Kohlenzeche in Gelsenkirchen ein Höhepunkt war. Unsere Installationen bestanden hauptsächlich aus archaischen Elementen, die ich stets mit Poesie verband. Die meist pfahlförmigen Objekte sahen wir als Mahn- und Alarmzeichen, aber auch als Akupunktur der verletzten Erde. Das Zentrum unserer Arbeit und ihrer Präsentation war unsere Galerie „Kulturgut Raum für Kunst“. Von hier aus organisierten wir u.a. die Fürther Kunst-Begegnungen.



Ein Highlight stellte die Ausstellung „Kunst und Buch“ dar, u.a. mit Timm Ulrichs, Botond, Gereon Inger und Stefanie Schneider. Das Konzept war, keine Bücher über Kunst auszustellen, sondern das Buch bzw. Bücher selbst als Kunstwerk zu gestalten.



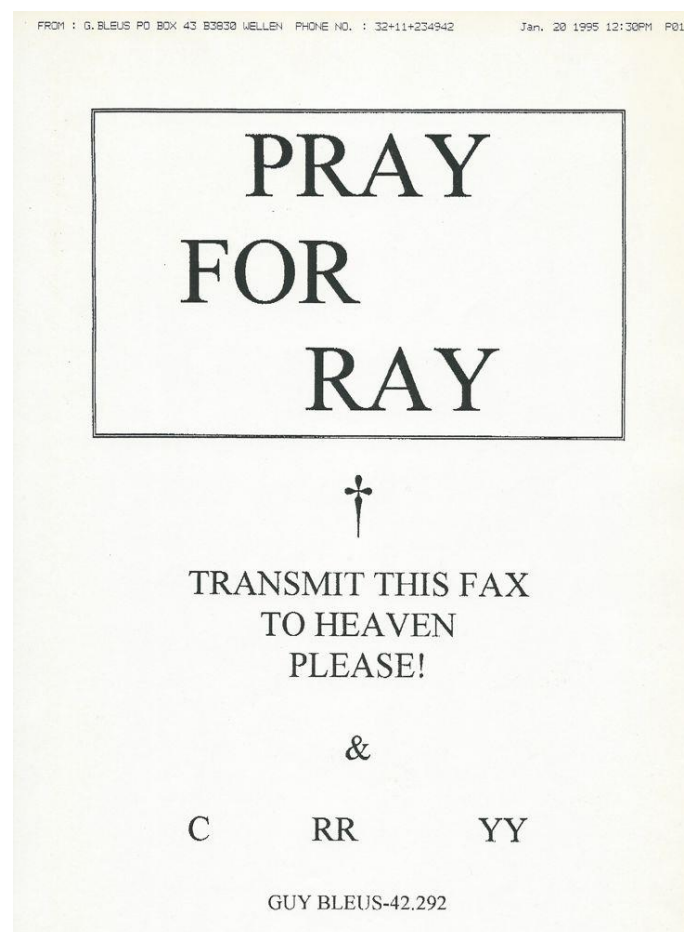
Objekt „Biographie“ von Friederike Gollwitzer

Im Frühjahr fand im Stadtmuseum Erlangen die Ausstellung „Über Grenzen miteinander“ statt, für die ich meine Medienskulptur „Run with the Sun“ konzipierte und durchführte. Dieses Projekt war ein 24-Stunden-Netzwerk-Fax-Projekt, das dem erweiterten Kunstbegriff entsprach und ein mediales Ereignis mit Poesie verknüpfte. Meine Projektbeschreibung:

Der Traum des Jules Verne: In 80 Tagen um die Welt. Der Traum des Gerd Scherm: Eine Botschaft in 24 Stunden rund um den Globus zurück zum Absender.

Von Sonnenaufgang bis Sonnenaufgang. Über verschiedene Relaisstationen, die das Telefax immer zu Sonnenaufgang weiter übermitteln Richtung Westen. Bis es zum nächsten Sonnenaufgang zu mir zurückkehrt. Mit den Spuren aller, bei denen meine Botschaft auf ihrem Weg rund um die Welt Zwischenstation gemacht hat.

Während des „Aufbaus“ meiner Medienskulptur „Run with the Sun“ erreichte mich die Nachricht vom Tod Ray Johnsons, einem Vater der Mail Art, und die Bitte, in das Netzwerk „Pray for Ray“ einzusteigen. Ich verknüpfte im Lauf der Nacht beide Aktionen und sie verschmolzen zu einem weltweiten Event.



Der Philosoph und Autor Dr. Reinhard Knodt schrieb über meine Medienskulptur:
*„Über Grenzen – miteinander: Zu einem Motto und seiner Bearbeitung
Ein Streifen Faxpapier läuft durch 24 Stationen entlang der Sonnenaufgangslinie über den
Erdball und sammelt dabei die Lichtspuren der Übertragungsvorgänge. Einen
anspielungsreicheren Hinweis auf das Verhältnis von Ästhetik und Technik – und damit auf
die Situation künstlerischen Arbeitens in einer technologischen Gesellschaft – kann es wohl
kaum geben.“*

Im gleichen Jahr veröffentlichte die Freipresse Bludenz in einer 99er Auflage ein
Büchlein mit Stempelzeichen und Lyrik von mir: „Vision Quest“. Niemand konnte
ahnen, dass diese Edition einige Jahre später Aufnahme in die Sammlung
bibliophiler Werke der Bibliothek von Alexandria, Ägypten, finden würde.
Jahre später vertonte der Komponist Werner Heider diese Lyrik unter dem Titel
„Visionen“ für Bariton, Streichquartett, Harfe und Sopran-Saxophon. Die
Uraufführung fand beim Konzert zum 1000jährigen Jubiläum Fürths statt.



Die neue Bibliothek von Alexandria, Ägypten

Ende des Jahres 1995 erhielt ich ein Literaturstipendium des Auswärtigen Amtes für
Recherchen in Schottland, bei der mich Friederike begleitete. Als erste Station
wählten wir Paisley, die Partnerstadt von Fürth. Dort las eine schottische Autorin ins
Englische übertragene Lyrik von mir in der Bibliothek. Den anschließenden
Aufenthalt auf der herbstlichen Hebriden-Insel Mull nutzten wir auch für ein
privates Resümee. Es ist leichter, aus einer geografischen Distanz auf sein Leben
blicken, als wenn man mittendrin steckt. Der Alltag ist ein tückischer Schleier, der oft
das Wesentliche zugunsten des Pragmatischen herausfiltert. Fern von zuhause
machten wir Bilanz und beschlossen, die Galerie aufzugeben, das kleine Häuschen
im Laubenweg zu verkaufen und uns etwas auf dem Land zu suchen. Der Traum,
Wohnen und Arbeiten an einem Ort zu verbinden sollte in Erfüllung gehen.

Verschleiert - Verhüllt - Verborgen

- angedeutete Verlockung -

Ist es mein Zögern oder ihres?

Figur ihres Spiels

die sich zeigt und entzieht

lockt und f l i e h t

SIE ist eine Begegnung

nicht faßbar wie der Wind

der den STURM in sich trägt

Ein leises Atmen

flüsternde Warnung

Ich will | Dich | oder nicht | jetzt | oder nie | für immer

Mit der B^es_stäⁿdi k^ei_gt eines Sekundenzeigers

Über Monate tauschten die Fotokünstlerin Brigitte Tast und ich Fotos und Gedichte auf dem Postweg aus. Immer wieder reagierten wir auf das Gesehene und Gelesene und näherten uns so den dunklen und lichten Aspekten des Weiblichen. Mit dem Ergebnis dieses dualen Prozesses nahmen wir im Frühjahr 1996 mit der Ausstellung „Astarte und Venus“ Abschied von unserer Galerie und von Fürth. Es war ein Projekt, das der Philosoph Reinhard Knodt in seinem Vorwort im Ausstellungskatalog als „ästhetische Korrespondenzen“ bezeichnete, dessen Kern Wahrnehmung und Akzeptanz sowie das gegenseitige Fordern und Fördern sind. Hier führten Gedichte zu Fotos und Fotos inspirierten zu Gedichten. So fanden Fotografie und Poesie zu einer spannenden kreativen Synthese.

Fragment Colmberg-Binzwangen und Rothenburg

Heimat finden

*Ein Kreuzungspunkt
im Netzwerk des Lebens
Ein Ort, der unsere Zeichen trägt
an dem wir Hoffnungen bevorraten
und Zuversicht schöpfen
vor dem Hinausgehen in die Welt*

*Ein Ort, der uns Ruhe gibt
an dem wir Freunde treffen
und Visionen leben
Ein Ort, der so lebendig ist
und träumend still
mit Platz zum Erinnern*



Kurz nach dem Umzug von Fürth auf die Frankenhöhe erinnerte ich mich mehr und mehr an meine Kindheit und Jugend. Vielleicht braucht es nicht nur die zeitliche, sondern auch die räumliche Distanz, um einen klaren Blick auf die eigene Vergangenheit zu bekommen. Je mehr ich schrieb, desto mehr Ereignisse und Personen tauchten in meinen Erinnerungen auf. Viele Geschehnisse kamen mir nun skurril vor, andere lösten Wehmut aus und wieder andere brachten mich zum Schmunzeln. Ich schickte der Stadtheimatpflegerin Barbara Ohm das Manuskript und sie schrieb:

„Ich mag dieses Büchlein: Das liegt nicht nur am Inhalt, viel mehr noch macht das die Sprache aus, die Stimmungen nachvollziehbar macht, die Distanz wahrt und doch Nähe schafft. Ganz behutsam schreibt hier ein geborener Fürther, wie er das Fürth seiner Jugend erlebt hat. Mir gefällt das gut, weil ich viele Dinge erfahre, die ich niemals in den Quellen finden kann, Fakten, Ereignisse, Zeitstimmungen, die sich dem zugereisten Fürther verschließen. Alle diese Geschichten sind ein Lesevergnügen.“

Die erste Ausgabe 1997 trug den Titel „Die Karpfenburg“, die zweite, doppelt so umfangreiche von 2002 nannte ich „Hoffen kostet nichts“. Fast alle Geschichten erschienen auch nach und nach in den Fürther Nachrichten.

Illustriert wurden die Bücher mit Fotos aus Familienalben und aus den Archiven der Fotografen Ferdinand Vitzethum und Fritz Wolkenstörfer.



Advent im Kindergarten. Der Zweite von links: Gerd Scherm

Gesundheitlich bekam ich in jener Zeit mehr und mehr Probleme. Ich litt (und leide) an Arteriosklerose und meine Geleistung nahm rapide ab. Je stärker die Einschränkungen wurden, desto mehr Raum nahmen nun Kopfreisen ein. Das führte letztendlich dazu, dass ich nach dreißig Jahren Anlauf und Stapeln von abgebrochenen Manuskripten endlich meinen ersten Roman vollenden konnte:

„Der Nomadengott“. Darin geht es, vereinfacht gesagt, um einen etwas anderen Auszug aus Ägypten, um einen sehr kleinen Gott und einen widerstrebenden Propheten. Es ist eine Parodie auf die allseits bekannte Geschichte, die hier ganz anders abläuft. Bereits nach der ersten Verlagsabsage beschloss ich, meinen Roman 2003 selbst zu produzieren. Es wurde der erste selbstverlegte Titel, der für den Phantastikpreis der Stadt Wetzlar nominiert wurde und hinter „Tintenherz“ von Cornelia Funke den zweiten Platz belegte. „Der Nomadengott“ wurde auf der Leipziger Buchmesse 2004 mit dem BoD Autoren Award ausgezeichnet, erhielt zahlreiche Rezensionen im deutschsprachigen Raum und die Nürnberger Zeitung druckte ihn als täglichen Fortsetzungsroman. Bald meldete sich der Heyne Verlag bei mir und sagte, dass man den Roman gerne übernehmen würde. Die zweite Frage am Telefon lautete „Können Sie sich eine Fortsetzung vorstellen?“ Ich konnte. Es folgten die Romane „Die Irrfahrer“ (2007) und „Die Weltenbaumler“ (2008). Zum bereits geplanten vierten Band der Nomadengott-Saga kam es (bisher) nicht, da ich meinen Arbeitsschwerpunkt aufs Theater und andere Projekte verlagerte. Inzwischen sind die drei Heyne-Titel vergriffen und in einer Neuausgabe beim Verlag p.machinery erschienen.

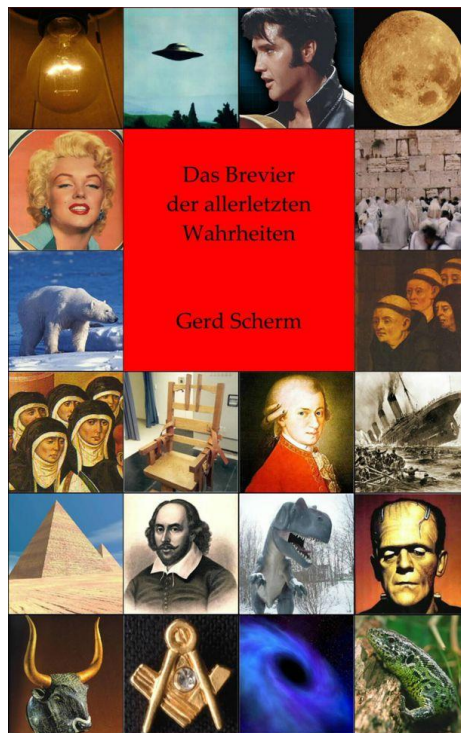


Einschub: Wenn das Schicksal zuschlägt.

Wenige Monate nach Erscheinen im extrem heißen Sommer 2003 bekam ich die Diagnose „Krebs“. Es folgte ein Wechselbad der Gefühle – einerseits trafen ständig neue positive Rezensionen und Reaktionen ein, andererseits empfand ich meine Situation als bedrückend. Für Januar 2004 planten die Ärzte eine Operation, die sich aufgrund meiner Vorerkrankungen jedoch als undurchführbar erwies. So ging ich durch die Mühlen einer langen täglichen Strahlentherapie.

Vier Wochen nach deren Ende erlitt ich einen Herzinfarkt und landete in der Uniklinik Erlangen, wo ich drei Bypässe bekam. Es ging mir hundsmiserabel, ich nahm kaum etwas zu mir und ich wurde immer apathischer. Kurz vor Weihnachten konnte meine Frau das Ganze nicht länger ansehen und holte mich nach Hause. Langsam erholte ich mich, aber mein Kopf war wie leergefegt und ich zweifelte an meiner Fähigkeit jemals wieder literarisch schreiben zu können. In der Vergangenheit verfasste ich immer wieder satirische und auch paradoxe Minihörspiele und Texte, mit dieser kleinen überschaubaren Form wollte ich den Wiedereinstieg versuchen. Und er gelang. Im Herbst 2005 erschien dann das kleine Bändchen „Das Brevier der allerletzten Wahrheiten“.

Besonders freute mich, als Peter Horst Neumann, Direktor der Abteilung Literatur der Bayerischen Akademie der Schönen Künste, über das „Brevier“ schrieb: „*Seit Hildesheimers "Lieblosen Legenden" hat keiner unser Bildungswissen so geistreich-vergnügendlich auf den Kopf gestellt*“ und mich einen „wunderbaren Satiriker“ nannte. Ich war zurück!



Bei allen überregionalen Aktivitäten wurde meine unmittelbare Umgebung im westlichen Mittelfranken zentraler Schauplatz von Lesungen, Vorträgen und Ausstellungen.

Direkt im Dorf Binzwangen machte ich im ehemaligen Dorfschulhaus mehrere Lesungen, auf der in Sichtweite gelegenen Burg Colmberg organisierte ich eine Lesereihe mit fränkischen Autoren.

Im Fränkischen Freilandmuseum in Bad Windsheim durfte ich mit meiner Frau Friederike über die Jahre immer wieder mit Lesungen Gast in pittoresken Schauplätzen sein – im großen Mittelalter-Haus, im Gasthaus Hirschen, im Jagdschlösschen und in der Unterschlaubersbacher Mühle, die den idealen Rahmen bot für die Vorstellung meines dokumentarischen Episodenromans „Die dunkle Mühle“.



Fränkisches Freiland Museum: Unterschlaubersbacher Mühle

Rothenburg ob der Tauber bietet eine Vielzahl interessanter Veranstaltungsorte von denen ich im Lauf der Zeit etliche nutzen durfte. Herausragend war sicher die Konzeptausstellung „Die neun Kreise der Hexe Antra“ gemeinsam mit Otmar Alt und Jean-Marie Bottequin. Wir zeigten Bilder, Fotokunst, Grafik, Keramiken, Glasobjekte, magische Artefakte und Lyrik. Das Projekt entstand als Kooperation des Mittelalterlichen Kriminalmuseums mit dem Braunschweigischen Landesmuseum, wo die Ausstellung im Anschluss gezeigt wurde.



Achter Kreis: Vom Leben

*Auf einem Auge gesehen
hineingeworfen
getrieben
hinweggenommen*

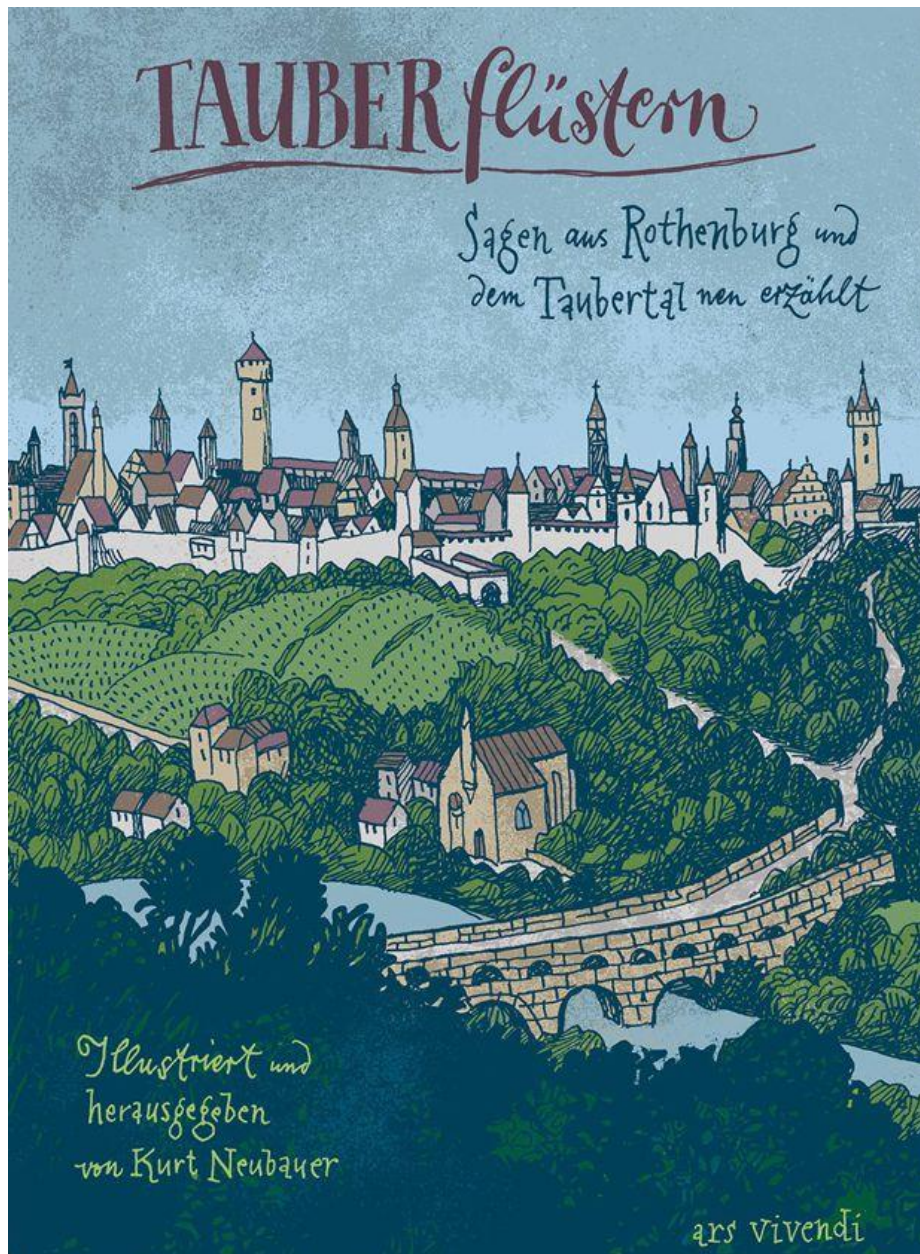
*Auf anderem Auge gesehen
hineintreten
gestalten
hinweggehen*

*Lasst uns Biber sein
und Burgen errichten
behauste Wesen
beheimatet am Lebensfluss*

*Lasst uns Spinnen sein
und Netze weben
verknüpfte Wesen
mit Schnittpunkten ohne Zahl*

*Lasst uns Vögel sein
und Nester bauen
befreite Wesen
von Horizont zu Horizont*

Die Stadt Rothenburg selbst und das Taubertal thematisiert der Band „Tauberflüstern“, illustriert und herausgegeben von Kurt Neubauer mit je sechs Erzählungen von Gerd Berghofer, Anne Hassel, Gerd Scherm und Elmar Tannert. Das ansprechende, sinnliche Buch, erschienen im ars vivendi Verlag, greift alte Sagen und Legenden auf und bringt sie in eine neue Form.



Auf dem höchsten Punkt der Frankenhöhe befindet sich Schloss Schillingsfürst. Es ist immer noch im Besitz derer von Hohenlohe-Schillingsfürst und blickt auf eine bewegte Geschichte zurück. Hier ereigneten sich sehr unterschiedliche Dinge, die mich zu mehreren Texten inspirierten.

Überraschend und kurios zugleich ist sicher die Tatsache, dass hier der Ursprung der französischen Fremdenlegion liegt. Im Schloss gibt es seit 2015 ein eigenes Museum der Legion. Es erläutert mit vielen Schautafeln und Exponaten die Entstehung dieser sagenumwobenen Einheit von der Rekrutierung einer Truppe zur Unterstützung des französischen Königs 1792, über die Wandlung zur „Legion de Hohenlohe“, bis zur Gründung der bis heute existierenden Légion étrangère im Jahre 1831. Während sich dieses ungewöhnliche Museum im Erdgeschoss befindet, kann man im ersten Stock einen Franz Liszt-Raum besichtigen. Kardinal Gustav Adolf von Hohenlohe-Schillingsfürst war ein wichtiger Mann im Leben von Franz Liszt – er war sein Mäzen und Freund. Noch ein Stockwerk höher befindet sich der Festsaal des Schlosses, dem ich durch mehrere Veranstaltungen in angenehmer Weise verbunden bin. Einer der Höhepunkte für mich war dabei die Konzertlesung mit Angela Isidora Leal Rojas (Kolumbien), Violine, und Manuel de Roo (Niederlande), Gitarre, und mir mit Lyrik.



Von links: Gerd Scherm, Angela Isidora Leal Rojas und Manuel de Roo

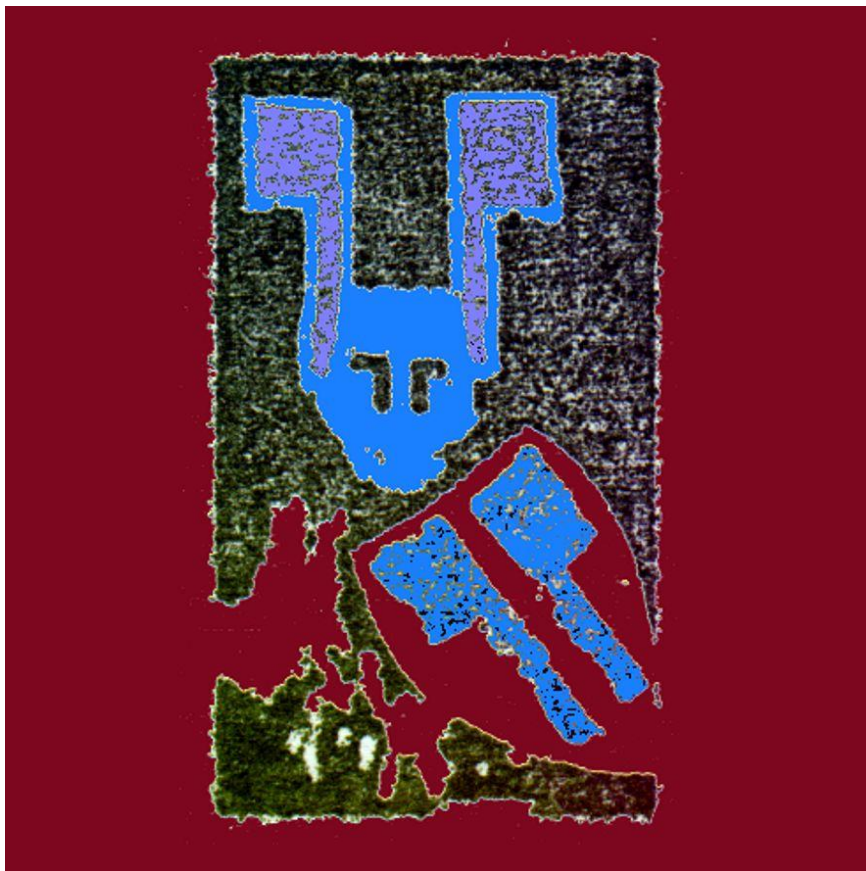
Fragment Wolframs-Eschenbach und Abenberg

Ritter

*Wollt ein Ritter sein,
wie vor mir einer war.
Wie Parzival es wollt
und der Kaspar Hauser auch.*

*Wollt im Glanze sein,
wie Artus' Tafelrunde
vor langer, langer Zeit
die Herren Gawain und Lancelot.*

*Wollt ein Ritter sein,
weil ich nicht wusste,
dass es Blut war, das Rot
und nicht von Scharlach.*



1995 wurde ich mit dem Kulturförderpreis des Bezirks Mittelfranken ausgezeichnet. Die Verleihung findet traditionsgemäß in Wolframs-Eschenbach statt. Meine damaligen Kenntnisse über den Dichter reichten waren eher oberflächlich, weshalb ich mich auf Wolframs Spuren begab. Je tiefer ich in sein Werk eindrang, desto mehr faszinierte mich dieser mutige frühe Humanist. Es entstand ein Gedichtzyklus und ein Essay über Wolfram, eine Grafikreihe und eine großformatige bibliophile Edition in der Freipresse Bludenz. Die illustrierenden Holzschnitte dazu schuf Wilhelm Schramm, allerdings schnitt er sie nicht, sondern schlug sie mit einer Axt in das Holz. Damit spielte er auf Wappen und Helmzier des Poetenritters an: Zwei Äxte. Meine Arbeiten zeigte das Museum in Wolframs-Eschenbach in einer vielfältigen Ausstellung.

Faszinierend finde ich, dass Fragmente meines Gedichts „Toleranz“ aus dem Wolfram von Eschenbach-Zyklus eigene Wege gegangen sind: Der erste Abschnitt wurde ein eigener Text, der seit einigen Jahren illustriert durchs World Wide Web wandert, der letzte reüssierte als Motto für das Jugendforum „denk!mal '12“ des Abgeordnetenhauses Berlin auf Plakat, Broschüren und CDs: „Weil wir sind wie die Finger einer Hand: Jeder verschieden, jeder für sich und doch eins.“



Jahre später entstand in der Wolfram-Stadt ein Literaturweg. Auf 15 Tafeln werden Autoren vom Mittelalter bis heute vorgestellt, die sich in ihrem Werk mit Franken befassen. Der Weg führt um die gesamte Stadtmauer herum und dann in die Stadt hinein, wo meine Tafel als letzte des Weges direkt am Museum steht.



Im Jahr 2007 erhielt ich das Turmschreiber-Stipendium von Abenberg. Voll Erwartungen bezog ich auf der Burg das oberste, Fachwerk gesäumte Stockwerk des Schottenturms. Ein einziger großer, unmöblierter Raum, in der Mitte ein neu geschaffenes Zimmerchen mit Schlafstelle, Nasszelle und rundum im Gebälk mit Nistkästen für Mauersegler. Dafür aber mit 22 Fenstern mit freiem Blick auf und über die Stadt und die Umgebung.



Der Schottenturm der Burg Abenberg

Zwischen meinem alten Bauernhaus in Binzwangen und dem Schottenturm auf Burg Abenberg lag die Luftlinie der Realität. Eine fränkischer Ereignishorizont formte sich und bildete eine historische Kulisse, bunt bevölkert wie ein Märchenbasar: Streitbare Minnesänger, allgegenwärtige Ortsheilige, Alice im Wunderland von Dürrenmungenau, der Klosteigkönig und sein amerikanischer Truck, den man eigentlich zum „national monument“ der USA ernennen müsste, ein bogenschießender Inder, ein falscher Jakob im Dorfkirchlein, die Veteranen von Woodstock auf dem Turnieranger, der zur friedlichen Konzertstätte mutierte, träumende steinerne Engel, Einrad fahrende rote Teufel, die sich von Ponys ziehen lassen und viele mehr. Und ich hoch über allem, umgeben von Dutzenden geschwätziger Mauersegler in „meinem“ Turm.

Es war schön, sich immer wieder hierher zurückzuziehen, um alles, was mir begegnete zu verarbeiten. Jedes der 22 Fenster der Türmerwohnung einfach schließen und die Welt draußen lassen. Meine Frau Friederike mit einem Buch, ich mit einer Kladde und einem Stift und die Mauersegler in ihrer üblichen Unterhaltung mit ihrem Nachwuchs.

Das waren jene Momente, in denen man als Turmschreiber über den Dingen schweben konnte. Kein Haus weit und breit, nicht einmal ein Horizont, nur Weite, endlose Weite.

Nachricht an Wolfram von Eschenbach

Verehrter Kollege,

manche Zeilen, die wir schreiben, wirken wahrhaft lange nach. Hättest Du gedacht, dass Dein Vergleich des Turnierangers der Gralsburg mit dem Abenberger noch nach achthundert Jahren Wirkung zeigt? Dass die wackren Franken immer noch darunter leiden, dass Du geschrieben hast, bei ihnen sei nichts los? Ich habe mir erlaubt, Deine berühmten Zeilen über den Anger der Gralsburg »alsô der anger z' Abenberc, selten vroelîchiu werc« ins Fränkische zu übertragen: »Wäi der Anger zu Abenberch, seldn a fröhlichs Gwerch.«

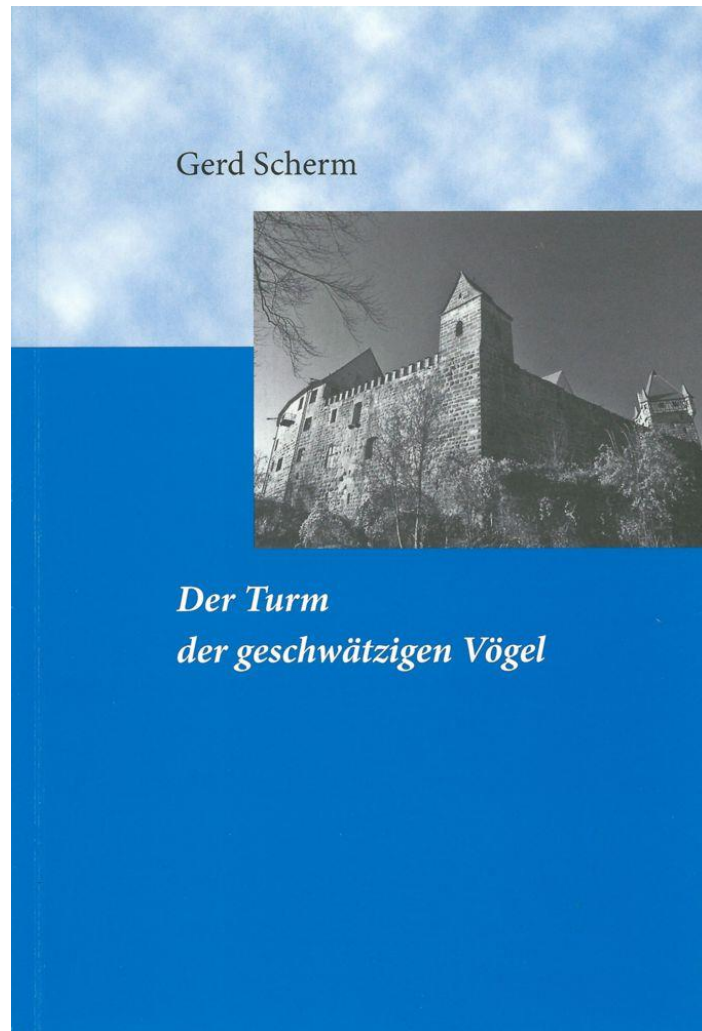
Dabei waren erst letzthin hier vier Konzerte innert fünf Tagen. Na ja, von dem kurzen, grünen Gras ist auf dem Anger danach natürlich nichts mehr übrig geblieben, eher könnte der Henglein jetzt hier die Kartoffeln für seinen Kloßteig pflanzen. Aber den Bezug zur Gralsburg haben die Abenberger noch immer, auch wenn er ganz anders aussieht als zu Deiner Zeit, der Gral. Es gab ein Konzert des Barden John Fogerty, der schon auf dem berühmten Anger von Woodstock im fernen Westland Amerika gespielt hat. Danach schrieben die Tagblätter vom »Flanellhemd der ewigen Jugend« und meinten damit das blaukarierte Kleidungsstück, das seinen Träger anscheinend nicht altern lässt. Seiner Zeit zu Deiner Zeit war der Jugend spendende Gral noch ein Stein oder vielleicht ein Kelch, heutzutage kommt er als das Gewand eines Holzfällers daher und der singt von stolzen stampfenden Schiffen namens Maria und fragt, wer an seine Hintertür klopft und wer den Regen aufhält.

Du siehst, es wird wieder viel gesungen auf Deinem Anger und Dir gefällt es sicher auch besser, wenn Lieder statt Lanzen regieren. Ich versuche derweil wieder die flinken, Haken schlagenden Wort-Hasen zu erwischen, um sie einem geneigten Publikum zu servieren.

Ich denke oft an Dich, hier auf der Burg, und manchmal meine ich, Dich im Zwielflicht zu sehen, wenn die Dämmerung die Stadt einhüllt und das Srie Srie der Mauersegler langsam verstummt. Wenn es nur noch die Nacht gibt und mich, in meinem Turm über Abenberg.

Mit herzlichen Grüßen durch die Strudel der Zeit.

Das Abenberger Stipendium erwies sich für mich als eine „Expedition ins unbekannte Franken“, eine Erkundung abseits der Trampelpfade der Eventkultur. Das daraus resultierende Buch „Der Turm der geschwätzigen Vögel“ ist nicht zuletzt eine Hommage an die Menschen und ein Land, in dem es noch so viel zu entdecken gibt.



Fragment Ansbach

Im Jahr 2007 fand in Ansbach eine Theater-Revolution statt. Der bisherige jahrzehntelange Gastspielbetrieb wurde umgewandelt in ein eigenständiges Theater mit festem Ensemble und Repertoirespielplan. Als ich dies in der Zeitung las, ahnte ich nicht, dass diese Entscheidung enorme Auswirkungen auf mich haben wird. Im Frühjahr 2008 stellte mich der Mäzen Friedrich Hilterhaus bei einem Kulturempfang dem Intendanten Jürgen Eick vor. Wir fanden schnell einen Draht zueinander und er fragte mich, ob ich mir vorstellen könnte, ein Stück mit regionalem Bezug zu schreiben. Ich konnte mir das sehr gut vorstellen und wählte als Thema den letzten Markgraf von Brandenburg-Ansbach und Bayreuth, der um seiner geliebten Lady Craven Willen und aus Angst, die Französische Revolution könne auch nach Franken übergreifen, sein Land an die preußische Verwandtschaft verkaufte. Bei meinen Recherchen stieß ich auf einen so genannten Hoftiroler, einen wandernden Hofnarren, der das Ansbacher Fürstenhaus über längere Zeit jährlich besuchte. Dieser Fund begeisterte mich, denn er bot mir die Chance mit der wunderbaren Konstellation Fürst und Narr zu arbeiten. Meine Dramaturgie sah vor, dass im Jahr 1806 der emigrierte Markgraf in seinem englischen Exil in Schloss Benham Castle von seinem ehemaligen Hofnarren als Wegbegleiter ins Jenseits abgeholt wird. Nicht jedoch vorher mit ihm gemeinsam auf wichtige Stationen seines Lebens zurückgeblickt zu haben. Das Drama „Alexander der letzte Markgraf“ wurde am 19. März 2010 uraufgeführt, stand in drei Spielzeiten auf dem Programm und wurde auch in Selb und Gunzenhausen gespielt.



Das Nachfolgestück hatte den Vorgänger des letzten Markgrafen zum Thema, den Vater von Alexander, den man den „Wilden Markgrafen“ nannte. Keinem anderen Herrscher Ansbach hat man mehr und schlimmere Geschichten angedichtet als ihm. Selbst Legenden mit zwar wahren Kern, deren Ursprung aber lange vor der Geburt des viel Geschmähten lag, schrieb man ihm zu.

Mein Drama „Das Bildnis des Wilden Markgrafen“, das auch zeitkritische Bezüge über Meinung und Wahrheit hat, feierte seine Premiere am 6. Oktober 2012.



Ein weiteres Stück für das Ansbacher Theater, dieses Mal im Studio-Format „Der schändliche Skandal Heine – Platen“, kam durch den Intendanten-Wechsel nicht zur Realisation. Dieses durfte dann später in zwei szenischen Lesungen in der Staatlichen Bibliothek / Schlossbibliothek Ansbach dem Publikum präsentiert werden.

Der schändliche Skandal Heine - Platen

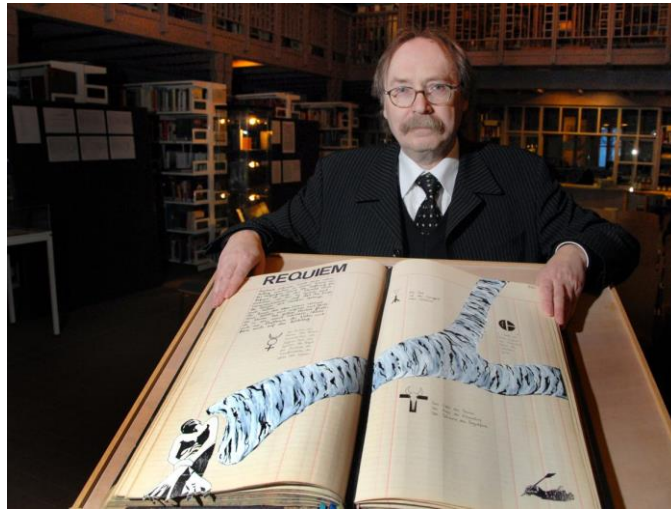


Drama von Gerd Scherm
Szenische Lesung
Holger Stolz & Dave Wilcox

13. Juli 2018 um 20 Uhr
Staatliche Bibliothek Ansbach
Reitbahn 5

Die Bibliothek bot mir schon seit einigen Jahren immer wieder einen Schauplatz für Buchvorstellungen, szenische Lesungen oder auch die Ausstellung „Unikatbücher, bibliophile Editionen und andere Raritäten“.

Viele meiner Bücher durfte ich hier der Ansbacher Öffentlichkeit vorstellen, zum Beispiel mein Kinder- und Jugendbuch „Mantakors Reise“ mit Illustrationen von Karel Fron, deren märchenhaften Drucke den Saal säumten. Oder meinen Roman „Zeititzern. Die Aufzeichnungen des Leopold Brantwein“, den ich gemeinsam mit der Bibliotheksleiterin Ute Kissling im Wechseltext präsentierte.



Ein weiteres Drama mit intensivem Ansbach-Bezug durfte ich hier ebenfalls dem Publikum vorstellen: „Der Lehrer, der Student und die Soldaten oder Das gestohlene Leben“. Die Theater-Company ERATHECO, Frankfurt, präsentierte das Stück über die Ermordung eines jungen Mannes in Ansbach durch Nazis Stunden vor Einmarsch der Amerikaner mit einer Eindringlichkeit, die über eine szenische Lesung hinausging.

Eine der fünf Personen meines Dramas ist der amerikanische Entnazifizierungsoffizier Frank D. Horvay, der für Ansbach zuständig war. In Zusammenhang mit meinem Stück bekam ich eine ungewöhnliche und sehr überraschende Leserreaktion. Linda, die Tochter von Horvay hatte das Buch meines Stücks in den USA erworben und schickte mir im Januar 2015 eine lange Email und dankte mir für meine Darstellung ihres Vaters:

“When I started reading your play, I heard my father’s voice and cried. You really captured his personality. It is as if Dad had come alive.” („Als ich begann Ihr Stück zu lesen, hörte ich meines Vaters Stimme und weinte. Sie haben wirklich seine Persönlichkeit erfasst. Es war, als wäre Papa lebendig geworden.“)

Es war mir gelungen, sein Denkfühlen zu erfassen und nachvollziehbar zu machen. Ein größeres Lob kann es für einen Autor nicht geben.



Meine dritte „Bühne“ in der Stadt: Das Kunsthaus Ansbach.

Nach mehreren Lesungen im Lauf der Jahre durfte ich hier im November 2009 unter dem Motto „Kunst erzählt“ eine umfangreiche Retrospektive meiner bildnerischen Werke zeigen. Das Spektrum reichte von frühen Arbeiten von Anfang der 1970er Jahre über die Erdwächter-Installationen der 1990er und der Konzeptausstellung „Indian Summer – die Seele der Dinge“ bis zu aktuellen grafischen Arbeiten. Eine besondere Freude für mich war die Anreise einer Delegation der „Fürther Gesellschaft der Kunstfreunde“ aus meiner Heimatstadt. Eine Freude, die sich bei einem späteren Hausbesuch in Binzwangen noch erheblich steigerte, als man eine Serie von acht meiner Grafiken für die Sammlung ankaufte.



Fragment Oberpfalz, dunkle Mühle, Flossenbürg und mehr

Parallel zu anderen Projekten begleitete mich ab 2005 ein sehr persönliches Thema. Über etliche Jahre beschäftigte ich mich intensiv mit der Geschichte der Familie meiner Frau Friederike Gollwitzer. Am Anfang dieser etwas anderen Ahnenforschung standen die Erinnerungen ihres 1868 geborenen Großvaters Karl, festgehalten auf altem Packpapier, gebrauchten Briefumschlägen und vergilbten Zetteln. Er stammte aus der Einöde Mohrenstein, einer Mühle unweit von Flossenbürg in der Oberpfalz. Ich verfolgte die Spuren der Vettern der weit verzweigten Familie und erschloss mir nach und nach eine ungewöhnliche Perspektive auf hundert Jahre deutsche Geschichte. Während der umfangreichen Recherche verbesserte sich die Quellenlage durch das Internet von Jahr zu Jahr. Gab es zu Beginn meiner Arbeit nur zwei, drei Hinweise auf Johannes Stark, den Physiknobelpreisträger von 1919, fand ich im World Wide Web ein Antiquariat, das seine persönlich diktierten Memoiren zu einem erschwinglichen Preis anbot. So konnte ich ein authentisches Kapitel über die Reise zur Nobelpreisverleihung schaffen, beschrieben aus der Perspektive von Johannes Stark, der eine „arische Physik“ vertrat und später spöttisch hinter der Hand „Reichsphysikführer“ genannt wurde.

„Im Fährhafen von Saßnitz auf der Insel Rügen trafen sich fünf honorige Herren, die Mehrzahl von ihnen in Damenbegleitung. Alle fünf Männer hatten das gleiche Ziel: Stockholm. Wohl kaum einer der Mitreisenden ahnte, dass er sich in Gesellschaft der Elite der deutschen Wissenschaft befand, denn die Fünf, die sich dort zur gemeinsamen Reise verabredet hatten, waren alle Nobelpreisträger:

Max von Laue (Physik 1914), Richard Willstätter (Chemie 1915), Fritz Haber (Chemie 1918), Max Planck (Physik 1918) und Johannes Stark (Physik 1919). Aufgrund des Weltkriegs waren die Nobelpreisverleihungen ausgesetzt und von den maßgeblichen Stockholmer Stellen auf den Frühsommer 1920 verlegt worden.“

Das Web wurde mehr und mehr meine beste Quelle und so verfolgte ich über Passagierlisten und Zensusunterlagen die Spur der Auswanderer der Familie bis nach Cleveland, Ohio. Dazwischen suchten wir in der realen Welt nach Erinnerungspunkten wie das Pfarrhaus in Berlin Dahlem, in dem der Theologe und Widerstandskämpfer Helmut Gollwitzer als Mitglied der bekennenden Kirche wirkte. Wichtige Anlaufstelle wurde immer wieder die „dunkle Mühle“ Mohrenstein. Die Mühle selbst ist zwar einem Wohnhaus gewichen, doch die Nachkommen betreiben immer noch Landwirtschaft und Viehzucht und pflegen ihre Fischweiher und Bienenstöcke.

Über die Recherche hinaus entwickelte sich ein lebendiger freundschaftlicher Kontakt, der bis heute anhält.

Meine Aufgabe war es, die vielen einzelnen Stränge und Verzweigungen unter einen Hut zu bekommen und so machte ich die Spurensuche selbst zum roten Faden, erzählte unsere Geschichte der Recherche mit allen Wegen und Abwegen und machte meine Frau und mich zur Klammer des Buchs.

Kontakte mit zwei Verlagen verliefen leider negativ, man verlangte nach „in der Geschichte handelnden Hauptpersonen“ und deren Interaktionen. Auch mit meiner Bezeichnung „dokumentarischer Episoden-Roman“ konnten die Lektoren nichts anfangen.

So beschloss ich, wieder einmal das Verfahren abzukürzen und das Buch 2011 selbst zu publizieren. Ende des Jahres erhielt ich die Nachricht, dass der Verleger Vito von Eichborn „Die dunkle Mühle“ gerne herausgeben würde und so erschien der Roman im März 2012 als Buch des Monats in seiner Edition.

In seinem Vorwort schrieb er:

„Ja, es stimmt, der Autor macht alles, was man nicht darf. Er hält sich an keine Gattung und bastelt ein Mosaik ganz unterschiedlicher Texte. Formal mischt er Briefe und ein Manuskript aus dem 19. Jahrhundert mit Erlebnissen zu verschiedenen Zeiten, legt einen heutigen Rahmen darum und springt inhaltlich durch Episoden eines Jahrhunderts. Und dennoch: Für den Leser wird dies zu einer Familiensaga, Dokument und Roman in einem. Und es gelingt ...“



Fragment Musik

Schon sehr früh begann ich mit spartenübergreifenden Kooperationen. Im Lauf der Jahre führten zu interaktiven Kontakten mit den bildenden Künsten, der Malerei, der Fotografie und der Bildhauerei, die von der wechselseitigen Inspiration profitierten. 1995 kam eine weitere Dimension hinzu: Die Musik. Der Komponist Werner Heider entdeckte in einer Ausstellung mein Gedicht „Unterwegs“ und fragte, ob er es vertonen darf. Ich fühlte mich geehrt und erteilte gerne die Erlaubnis.

Unterwegs

*Tag für Tag
in der Welt bewegen*

*Nacht für Nacht
riskieren die Augen zu schließen*

*Stunde für Stunde
einen neuen Anfang machen*

*Woche für Woche
von den Wurzeln zur Krone atmen*

*Monat für Monat
mich den Begegnungen stellen*

*Jahr für Jahr
bei mir sein*



Kurz darauf setzte zweite Komponist der Lyrik von mir in Töne: Erwin Koch-Raphael. „3 Lieder für Anthony“ sind eine Hommage an seinen Freund, den australischen Bariton Anthony Ransome, der diese in Bremen bei der Aufführung selbst sang. Es war für mich ein berührendes Erlebnis in diesem wunderbaren Ambiente des im Art-Déco-Stil erbauten Himmelssaal im Haus Atlantis dabei zu sein.

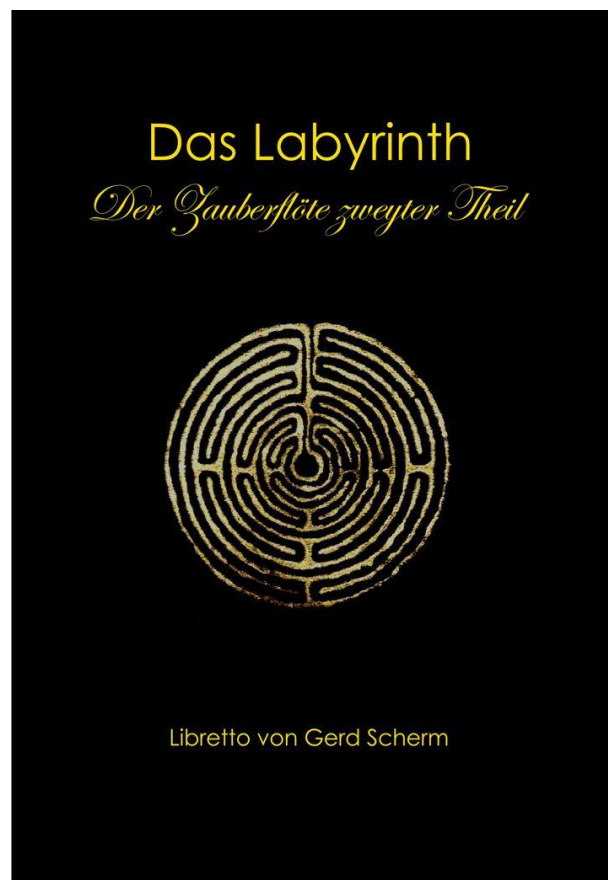
Nachdem der Komponist Franck Adrian Holzkamp bereits einige Liedtexte von mir vertont hatte, entwickelten wir gemeinsam das Programm „Notturmi – Piano und Poesie zur Nacht“, das im Kulturforum Fürth und in den Kammerspielen Ansbach aufgeführt wurde. Aus dem Einführungstext:

„Die Nacht ist nicht nur eine Zeit und ein Raum, sie ist auch ein Gefühl. Oft wandeln sich die Hoffnungen des Tages zu den Ängsten der Nacht. Oder der grelle Alltag verschwimmt und Sehnsüchte kriechen dafür aus ihren Kopferstecken. Nun dürfen unsere Gefühle ihre Tageskäfige verlassen und wir flüstern Worte ins Dunkel, die wir des Tags nicht aussprechen würden. Es ist die Stunde der Poesie und ihrer Schwester, der Musik.“

Die Zusammenarbeit vertiefte sich weiter und mündete schließlich in die abendfüllende Oper „Das Labyrinth. Der Zauberflöte zweyter Theil.“

Der Klappentext des Librettos möge an dieser Stelle stellvertretend für eine Inhaltsangabe stehen:

„Was geschieht, nachdem sich der letzte Vorhang in der Zauberflöte gesenkt hat? Regiert Sarastro weiter? Sind Tamino und Pamina glücklich? Was treiben Papageno und Papagena? Wie heißt eigentlich die Königin der Nacht? Wer sind die drei Damen? Und was wurde aus Monostatos? „Das Labyrinth – Der Zauberflöte zweyter Theil“ erzählt vom weiteren Schicksal der Akteure und der Rache der Königin der Nacht. Der Kampf um das Reich des Lichts ist noch nicht zuende und führt bis ins dunkle Zentrum des Labyrinths ...“



Während manche Projekte immer noch auf ihre Umsetzung warten, kommen andere überraschend schnell hörbar und erlebbar auf die Welt. So erhielt ich von dem Komponisten Max Maxelon aus heiterem Himmel die Einladung, an der Uraufführung der musikalischen Umsetzung meines Gedichts „Das Gesetz der Freiheit“ im April 2017 in Düsseldorf mitzuwirken. Er hatte dieses Werk für Oboe (Fanny Kloevekorn), Klavier (Sophio Gigineishvili) und Sprecher komponiert und hielt es für angemessen, dass der Autor selbst als Sprecher auftritt. Natürlich sagte ich zu und durfte ein Jahr später im Festsaal von Schloss Schillingsfürst bei einer weiteren Aufführung erneut mit diesen exzellenten Musikerinnen auftreten.



Komposition: Max Maxelon
Mitwirkende:
Fanny Kloevekorn (Oboe)
Marina Vasylyeva (Klavier)
Gerd Scherm (Sprecher)

Das Gesetz der Freiheit

Und wenn es denn so sei,
dass der Starke nicht den Schwachen schlägt
und Verstehen wirklich möglich ist

Und wenn es denn so sei,
dass Menschenliebe selbstverständlich ist
und nicht eingeklagt sein will Tag für Tag

Und wenn es denn so sei,
dass wer nicht frisst, nicht gefressen wird
und das Lamm beim Löwen liegt

Und wenn es denn so sei,
dass deine Freiheit
nicht mein Verderben ist

Und wenn es denn so sei,
dass das Schwert nicht Menschen schlägt,
sondern Knoten löst

Und wenn es denn so sei,
dass ich den anderen liebe,
weil er anders ist

Und wenn es denn so sei,
dass der Fremde
doch mein Bruder ist

Wenn es denn so sei,
ja, dann haben wir ein anderes Gesetz
und sind wirklich frei

Gerd Scherm

Seit einigen Jahren arbeite ich intensiv mit Manuel de Roo zusammen, der inzwischen etliche meiner Texte in Töne gesetzt hat – Lieder, Songs, Arien bis zur kompletten Rock Oper. Zwei große Projekte warten auf das Ende der Publikumsbeschränkungen durch Corona. Zum einen das Rock-Oratorium „Luther Rock“, das als Auftragsarbeit für die evangelische Kirche entstand und in der Ansbacher Gumbertuskirche schon längst Premiere gehabt haben sollte.

Luther Rock
Ein Rock-Oratorium



Gerd Scherm & Manuel de Roo



Das andere Werk beschäftigt sich mit drei Frauenfiguren aus der Mythologie. Ausgehend von meinen lyrischen Monologen komponierte Manuel de Roo „Drei starke Frauen – Lilith Medea Cassandra“, das gesprochen und gesungen im Theater Ansbach die Uraufführung erleben soll.



Fragment World Wide Web

1997 initiierte ich meine erste Mediensculptur im Internet:

„Enigma-Projekt SecretXchange“.

„Wie steht es um Geheimnisse im Zeitalter des allgemeinen Outings? Wie reagieren Menschen, wenn man sie bittet, eines ihrer Geheimnisse zu verraten? Und wenn sie reagieren, was verraten sie? Und was verrät dieses Geheimnis wirklich über den "Verräter"? Das interaktive Enigma-Projekt secretXchange akkumuliert die Antworten zu einem Gewebe subjektiver Chiffren. Ein Gewebe aus Bekenntnissen und Verweigerungen, aus echten Antworten und neuen Fragen. Willkommen im Labyrinth!“

Die einzelnen Segmente dieser internationalen Medien-Sculptur:

- Geheime Zeichen
- Chiffren der Persönlichkeit
- Geheimnis und Literatur
- Begrenzung/Entgrenzung
- privat - publik
- Intime Bekenntnisse
- Fluchtpunkt Ironie
- Codiert Decodiert
- Geteiltes Geheimnis - doppeltes Geheimnis?
- Erotik Enigma
- Welt und Geheimnis
- Geheime Sehnsüchte
- Entschuldigungen
- Verweigerungen



Das Internet bietet inzwischen ein großes überregionales Potenzial für komplexe Projekte, die in Zeiten der konventionellen Postwege nicht durchführbar gewesen wären. Das World Wide Web kam meinen Vorstellungen von kreativen Netzwerken sehr entgegen. Hier entdeckte ich nach einigen Versuchen eine Plattform, deren Atmosphäre ich als konstruktiv und angenehm empfand, das Forum der „Geschichtenweber“.

Neben dem Informations- und Erfahrungsaustausch ist das Hauptanliegen hier die Realisation von Konzept-Anthologien. Neben zahlreichen Beiträgen durfte ich hier auch als Herausgeber und Illustrator Ideen umsetzen zum Beispiel in den Anthologien „Was geschah im Hotel California?“, das sich mit dem berühmten Eagles-Song beschäftigt oder „Bilder einer Ausstellung“, die erste literarische Auseinandersetzung mit den Bildmotiven von Viktor Hartmann und der Musiklegende von Modest Mussorgski.



Ebenfalls über das Internet erhielt ich im Dezember 2017 die Einladung, mich an einem ungewöhnlichen Projekt zu beteiligen:

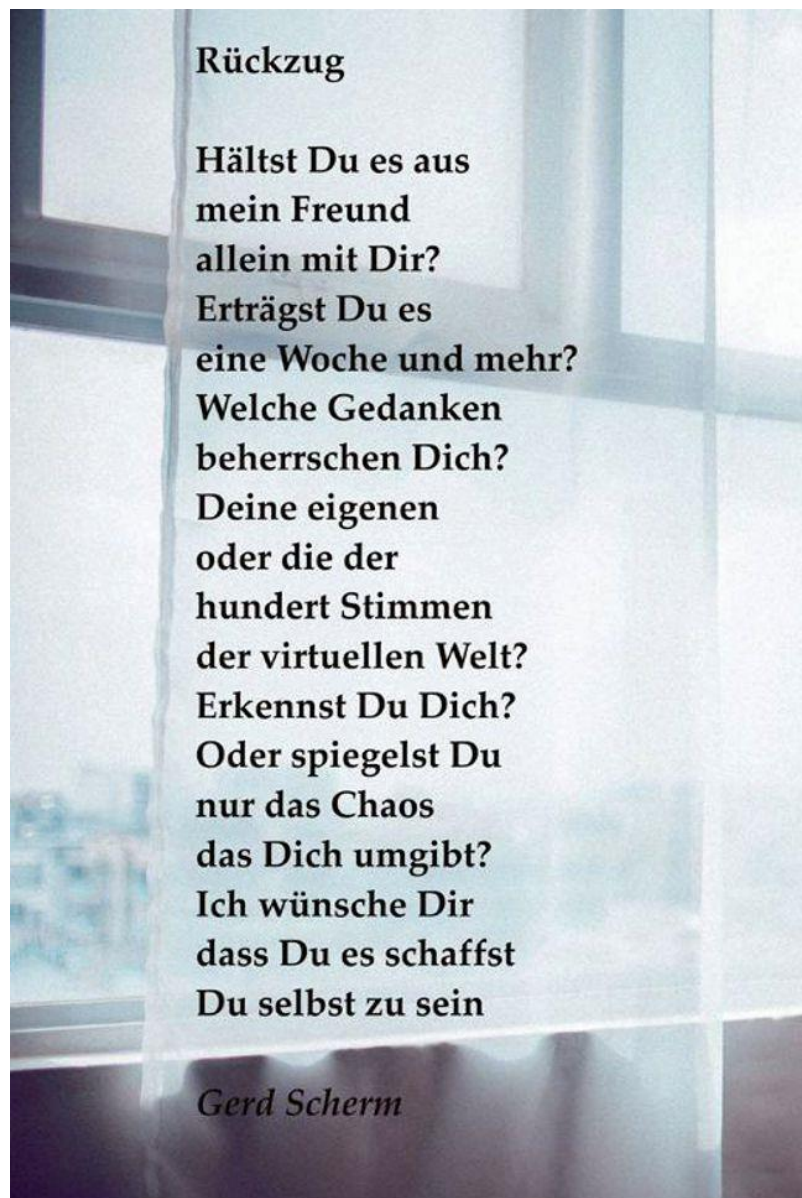
„Karl May feiert nächstes Jahr seinen 175. Geburtstag. Mays Werk ist voller legendärer Helden. Weniger Beachtung finden die kleinen Nebenrollen aus seiner Feder, die aber nicht weniger bunt oder interessant sind. Damit meine ich nicht die Sidekicks wie Sam Hawkens oder Hatschi Halef Omar, sondern die vielen Personen am Rande der Geschichten, die die Welt lebhafter machen. Diese Charaktere sollen das verbindende Thema der Anthologie sein.“
Ich wählte als Hauptfiguren meiner Erzählung die sächsischen Vettern Hobble-Frank und Tante Droll, übrigens die Einzigen, die jemals Winnetou und Old Shatterhand aus der Patsche geholfen haben (und nicht umgekehrt).

Die Anthologie „Reiten wir!“ ist eine sehr schöne Anthologie geworden, sowohl inhaltlich, auch in der Ausstattung. Besonders freute es mich, dass meine Story darin „Der geheimnisvolle Gefangene“ mit dem Deutschen Phantastik Preis 2018 in der Kategorie „Beste deutsche Kurzgeschichte“ ausgezeichnet wurde.



Ein Internet-Phänomen ist für mich die Reichweite meiner illustrierten Gedichte auf Facebook, die sich im vier- und fünfstelligen Zugriffsbereich bewegen. Eine solche Reichweite hatte ich für Lyrik in solch einem Medium nie erwartet. Den bisherigen Topwert erreichte mein Beitrag „Rückzug“ zum Corona-Lockdown mit fast 100.000 Zugriffen.

Wobei ich wieder beim Ausgangspunkt meines Flanierens bin. Leider beherrscht die Pandemie nun bereits fast ein halbes Jahr unser aller Leben ...



Gerd Scherm

Autor/in

90.026

Erreichte Personen

19.895

Interaktionen